

LEON SACHS

MEIN

IST DIE

MACHT

THRILLER

emons:



katholischen und evangelischen Schülern. Und schon gar nicht sollten Muslime und Juden nachmittags noch extra in die Moschee oder Synagoge müssen, um dort unterrichtet zu werden. Natürlich konnten die Gemeinden diesen Unterricht weiter anbieten, genauso wie die Kirchen. Aber in der Schule sollten die Kinder und Jugendlichen gemeinsam lernen, was Religion war, nicht, woran sie zu glauben hatten. Es sollte um die Geschichte der großen Religionen gehen, um ihre Gemeinsamkeiten und Unterschiede, darum, weshalb in der Welt so viele Konflikte herrschten, die man lösen oder zumindest mindern konnte, wenn die eine Seite etwas mehr über die andere wusste. Die nächste Generation sollte mit mehr Wissen, mit mehr Verständnis aufwachsen. Der Glaube eines jeden Kindes konnte sich in der Familie und im sozialen Umfeld ausprägen. Die Eltern sollten wieder mehr in die Verantwortung genommen werden, ihren Kindern zu vermitteln, woran es sich zu glauben lohnte. Kirchen, Moscheen, Synagogen und Gemeindezentren waren die Orte, an denen Kinder mehr über ihren Glauben erfahren konnten. Deutsche Schulen dagegen sollten nicht mehr missbraucht werden, um Kinder und Jugendliche für eine spezielle Konfession zu begeistern. Alle sollten gemeinsam lernen, welche Religionen es überhaupt gab.

Fabrice war der Überzeugung, dass das die wahre Aufgabe einer Schule war: Kindern die ganze Galaxie zu zeigen, nicht nur einen Stern. Und schon gar nicht sollte sie ihnen vorgaukeln, dass sie von unterschiedlichen Sternen kämen.

Das Gespräch mit dem Zentralratsvorsitzenden kam zum Ende. Fabrice war ohnehin kaum bei der Sache gewesen und sah dem Mann nun nach, als dieser in der Rotunde verschwand. Anschließend wandte er sich wieder dem Tal zu. Dabei fiel sein Blick auf einen Balkon des Hotels. Es war der größte des mondänen Hauses mit der prachtvollen Fassade, den hohen Fenstern, den weißen Fensterläden und dem Schieferdach. Er gehörte zur Präsidentensuite, einer zweihundertfünfzig Quadratmeter großen Wohnung mit eigener Küche, zwei Schlafzimmern, Wohnzimmer, Esszimmer und Büro. Eigentlich hatte man sie wegen nötiger Reparaturen geschlossen, doch als sich ein besonderer Ehrengast angemeldet hatte, waren die Arbeiten in Windeseile erledigt worden.

Die Tochter des amerikanischen Präsidenten hätte keine anderen Räumlichkeiten akzeptiert. Zudem konnte ihre Entourage in extra nahe gelegenen Einzelzimmern für Bedienstete unterkommen. Prinzessin Ziva, wie Fabrice sie seit letzter Nacht für sich nannte, würde es gemütlich haben.

Würde ihr Kommen dem Rat der Religionen den glamourösen Anstrich verleihen, um weltweit wahrgenommen zu werden? Oder würde ihre Anwesenheit all die Bemühungen der letzten Tage noch ins Gegenteil verkehren? Würde es wirklich einen Anschlag geben? Fabrice wusste es nicht. Er war müde, hatte kaum geschlafen. Bis tief in die Nacht hatten Cara Allegri und er Gespräche geführt, sich umgehört, versucht, etwas herauszufinden. Gleich nach ihrem konspirativen Treffen im Domzimmer hatte er Jaron Glasser angerufen, seinen Kontakt beim Secret Service. Er hätte es sich sparen können. Jaron hatte ihn von der ersten Minute an wissen lassen, was er dessen Meinung nach war: ein alter Mann, ein

Rabbiner, der einem erfahrenen Marine, einem Agenten des Secret Service, einem Beschützer der First Daughter, etwas über Sicherheit erklären wollte. Fabrice war sich wie ein Depp vorgekommen.

Doch etwas in Jarons Stimme hatte ihn aufmerken lassen. Fabrice spürte, wenn jemand ihm etwas vormachte. Auch am Telefon. Er war sich sicher, dass der Secret Service mehr wusste und auch besorgter war, als der Sohn seines Schulfreundes hatte eingestehen wollen. Aber vielleicht gehörte auch das zum Spiel eines Agenten dazu.

Fabrice sah auf die Uhr. Es war kurz nach zehn. Das Flugzeug der Präsidententochter musste inzwischen auf dem Flughafen Köln/Bonn gelandet sein. Von dort aus war es nur noch ein Katzensprung zum Petersberg. Bald würde sie am Grandhotel eintreffen.

Und was dann?

Fabrice hegte noch immer Zweifel. Aber weniger an den Informationen, die Allegri mit ihm geteilt hatte, als am Verlauf. Als er in der Nacht gemerkt hatte, dass er nicht mehr weiterkommen würde, hatte er sich mit dem Anschlag auf die Moschee befasst. Die Behörden hatten den Bombenleger als einen Boris Ulbricht identifiziert. Er hatte der Bewegung der Reichsbürger angehört.

Fabrice wusste nicht viel über sie, weshalb er im Internet nach Informationen suchte. Ohne Frage war ihnen jeglicher Verstand abhandengekommen, sollten sie je welchen besessen haben. Für diese Leute existierte noch immer das Deutsche Reich. Sie erkannten die Bundesrepublik nicht an, weigerten sich, Steuern zu zahlen, bastelten sich eigene Personalausweise, Führerscheine und Autokennzeichen und formierten sich zum Protest gegen die »Besatzermacht aus Berlin«, genannt Regierung. Der Großteil dessen, was Fabrice über die Reichsbürger las, klang nach Spinnertum und wilden Verschwörungen.

Doch Ulbricht war offenbar ein spezieller Fall: ein überzeugter Neonazi, der schon früher zur Gewalt tendiert hatte, um »das Reich von ausländischem Abschaum zu säubern«. So ähnlich hatte es angeblich in dessen Tagebuch gestanden, das die Polizei bei Ulbricht zu Hause gefunden hatte. Dort hatten auch detaillierte Pläne für den Anschlag gelegen. Was den Behörden allerdings weiterhin Rätsel aufgab, war der Umstand, dass Ulbricht hatte überleben wollen.

Der Anschlag war nicht als Selbstmordkommando geplant gewesen.

Ulbricht hatte die Reichsbürgerbewegung als ihr neuer Führer übernehmen wollen. Stattdessen war er unter den Trümmern der eingestürzten Moschee begraben worden. Wie die Polizei erklärt hatte, waren die Bomben ferngezündet worden. Sie schloss aus, dass es Ulbricht selbst gewesen war.

Aber wer dann?

Fabrice dachte an Allegris Worte. Ulbricht hatte Hilfe benötigt, sonst wäre er nicht in die Moschee gekommen. Standen andere Leute dahinter, die ihn von vornherein als Bauernopfer und Kollateralschaden einkalkuliert hatten? Und wenn ja, konnte es jetzt wieder jemanden geben, der für sie die Drecksarbeit erledigte, um die Tochter des US-

Präsidenten zu liquidieren? Vor allem diese Frage trieb Fabrice um.

Und dann war da noch immer der Ort. Die Behörden hatten die Sicherheitsvorkehrungen auf dem Petersberg ein weiteres Mal erhöht. Hatte das Grandhotel in den letzten Tagen schon einer Festung geglichen, kam nun niemand mehr auch nur in die Nähe, ohne an Dutzenden Beamten vorbeizumüssen. Eine Vorhut des Secret Service war bereits in der Nacht eingetroffen und hatte das Gelände nach eigenen Standards noch einmal kontrolliert und gesichert. Dazu kreisten seit dem frühen Morgen mehrere Hubschrauber der Polizei über dem Siebengebirge.

Als Fabrice am Morgen vor seinem Hotel in Köln auf den Shuttlebus gewartet hatte, war ihm ein Gedanke gekommen. Die Moschee war ein weiches Ziel gewesen. Kaum bewacht, noch dazu in der Nacht, einfach zugänglich, mitten in der Stadt gelegen. Für jemanden, der über so viel Sprengstoff und eine entsprechende Ausrüstung verfügte, hatte sie ein leichtes Ziel abgegeben. Warum wählten die Täter, wenn es denn dieselben waren, jetzt ein so ungleich schwierigeres, maximal bewachtes Ziel aus? Das ergab nur dann einen Sinn, wenn es ihnen um die politische Wirkung ging. Der Tod der First Daughter würde die Welt schockieren. Alle Augen wären plötzlich auf Deutschland gerichtet.

Und der Mann im Oval Office würde durchdrehen.

Aber ging es den Tätern wirklich darum? Vielleicht verfolgten sie ganz andere Ziele. Wie oft hatte Fabrice schon in Kaufhäusern gestanden und sich gefragt: Was, wenn jetzt ein Mann mit einem geladenen Maschinengewehr hereinkommen und das Feuer eröffnen würde? Wie lange würde es wohl dauern, ehe die Polizei vor Ort war? Fünf Minuten? Zehn? Wie viele Menschen würden bis dahin im Kugelhagel sterben? Und was brauchte es dafür? Einen einzigen Mann, ein Gewehr und einen belebten Ort. So etwas war für die Sicherheitsbehörden kaum zu verhindern. Genauso wenig wie der Amoklauf eines Mannes am Steuer eines Lkws.

Aber das hier, ein Anschlag auf eine Politikerin von solchem Rang und Namen, war eine ganz andere Hausnummer. Sie war kein weiches Ziel. Sie gehörte zu den bestbewachten Menschen auf der Welt. Und heute würde sie sich an einem der bestbewachten Orte der Welt aufhalten.

Fabrice schoss eine ganz andere Frage durch den Kopf, die er sich bis dahin noch gar nicht gestellt hatte: Was sagte es über diejenigen aus, die glaubten, einen solchen Anschlag wirklich verüben zu können? Sie waren entweder größtenwahnsinnig oder, was viel beunruhigender war, derart gut ausgerüstet und professionell, dass sie einer paramilitärischen Einheit gleichen mussten. Sollte es diese Einheit wirklich geben, dann war vielleicht nicht nur ein Menschenleben in Gefahr.

Wie aufs Stichwort hörte Fabrice das Funkgerät eines Polizisten knarzen. Er konnte nicht alles verstehen. Aber der Gesichtsausdruck des Beamten verriet Fabrice alles, was er wissen musste.

Prinzessin Ziva gab sich die Ehre.

# 4

*6. Dezember, Petersberg*

Cara Allegri winkte ihn zu sich. Sie stand in der Rotunde auf der geschwungenen Treppe, die über eine Galerie ins Foyer des Grandhotels führte. Die Lobbyistin trug ein dunkelblaues Kleid, geschäftsmäßig und doch mit einer besonders eleganten Note. Eine goldene Brosche, ein Löwenkopf, funkelte Fabrice von ihrem Kostüm an, als er zu ihr trat. Ihre blonde Frisur und die Mähne des Königs aller Tiere ähnelten sich einander farblich. Fabrice hätte sich nicht gewundert, wenn Allegri sich dessen bewusst war. Sie schien ihm eine Person zu sein, die auch auf solche Details achtete.

Um ihre Hälse baumelten Ausweise mit Lichtbild, Name und Organisation sowie den Arealen, zu denen sie Zutritt hatten. Das Hotel wimmelte von Politikern, Würdenträgern, Journalisten, Dolmetschern, Lobbyisten, Vermittlern und Hilfskräften aller Art, die für eine solche Veranstaltung vonnöten waren. An allen Türen, Ein- und Ausgängen kontrollierten Sicherheitskräfte jeden, der sich von einem Raum in den nächsten bewegen wollte. Auch die Angestellten des Hotels mussten sich ständig ausweisen. Überall hingen Überwachungskameras, teils fest installiert, teils nachträglich montiert. Und Fabrice wusste aus eigener Erfahrung, dass niemand das Grundstück des Hotels betreten haben konnte, ohne vollständig kontrolliert worden zu sein. Die Fahrzeuge wurden bereits am Fuße des Berges abgefangen und von Einsatzkräften mit Spiegeln und Spürhunden abgesucht. Oben am Grandhotel angekommen, mussten alle Personen durch Metallscanner. Die Gepäckstücke wurden wie am Flughafen durchleuchtet.

Für die Medien gab es abgesperrte Bereiche, in denen sie ihre Kameras, Stative, Kabelberge, Lichter und Mikrofone aufbauen konnten. Und alles konzentrierte sich auf den eleganten Rundbau, in dem die feierliche Zeremonie stattfinden würde. Unter der hell erleuchteten Kuppel der Rotunde würden schon bald die Entscheidungsträger an einem Tisch zusammensitzen, der an eine Tafelrunde erinnerte. Die Namensschilder standen bereits aufgereiht vor den jeweiligen Mikrofonen an jedem Platz. Kabinen waren eingerichtet worden, in denen später die Dolmetscher saßen und simultan übersetzten. Gläser und kleine Fläschchen Wasser, Kaffeetassen und silberne Thermoskannen, alles war angerichtet für den letzten Schritt zu einer Welt, die morgen vielleicht ein kleines bisschen besser sein würde.

Vorausgesetzt, es passierte nicht das, was Fabrice Mannarino und Cara Allegri fürchteten.

Sie stiegen die Treppe zur Eingangshalle des Hotels empor, wiesen sich allein auf den wenigen Metern dorthin zweimal aus und wunderten sich. Dafür, dass der Ehrengast in

wenigen Augenblicken eintreffen sollte, waren nur wenige Menschen hier. Da bemerkten sie ihren Fehler. Das Hotel verfügte über zwei Eingänge. Ein Portikus, eine offene Säulenhalle mit Giebeldach, diente als Entree für die Lobby. Eine modernere Konstruktion mit Glasdach jedoch trug den Namen »Präsidenteneingang«. Er führte direkt in die Gemächer der luxuriösesten Suite des Hauses. Und genau davor hatte sich das Empfangskomitee versammelt.

Fabrice und Allegri blieb nichts anderes übrig, als durch die Fensterscheiben einen Blick zu erhaschen. Sie sahen den Hotelchef neben dem Bundespräsidenten, dem Erzbischof von Köln und dem Präsidenten des jüdischen Zentralrats. Andere Würdenträger reihten sich dahinter auf. Durch Absperrbänder getrennt, drängten sich die Medienvertreter in einer kleinen Zone zusammen und kämpften um die besten Plätze.

Das Blitzlichtgewitter kündigte die Autokolonne an, noch ehe Fabrice sie sehen konnte. Sekunden später kamen schwarze SUVs in Sicht, ohne Zweifel gepanzert und mit schwer bewaffnetem Personal besetzt. Sie glitten über das Kopfsteinpflaster, bremsen sanft und kamen wie in einer einstudierten Choreografie zum Halt. Der nächste Akt ließ mehrere in schwarzen Anzügen gekleidete Männer aus den Autos springen. Die meisten von ihnen trugen die Sonnenbrillen, die viele für ein Klischee hielten. Doch sie gehörten zum Standard eines jeden Secret-Service-Agenten, genauso wie die SIG Sauer P229, die sie unter ihren weit geschnittenen Sakkos trugen. Fabrice erkannte die markanten Wölbungen im dunklen Stoff sofort. Offiziell durften ausländische Sicherheitskräfte nicht bewaffnet auf deutschem Boden agieren. Doch die US-Diplomatie machte sich über solche Spitzfindigkeiten deutscher Behörden eher lustig. Natürlich waren alle Agenten bewaffnet.

Gerade heute, dachte Fabrice.

Er erkannte einen Mann von bemerkenswerter Statur. Groß, breitschultrig, massige Hände, kahl rasierter Schädel, der Mund eine ausdruckslose Linie, zwei Falten zwischen den Augenbrauen verrieten einen finsternen Blick. Jaron Glasser hielt den Griff der hinteren Tür eines SUVs eine Sekunde in der Hand, prüfte mit einem letzten Blick die Umgebung und riss die Tür dann auf.

Fabrice musste gestehen, dass Zivas Erscheinung der einer Prinzessin würdig war. Langsam, fast schon bedächtig kamen erst ihre schlanken Beine zum Vorschein, die Füße in schwarzen High Heels. Ein anthrazitfarbener Rock, der sich einen Augenblick später als Teil eines eleganten Kostüms herausstellte, saß knapp über ihren Knien. Einer Dame ihres Status angemessen, stieg sie selbstsicher aus dem Wagen, würdigte ihren Agenten keines Blickes und richtete ihre Aufmerksamkeit stattdessen auf die Menschen, die sie erwarteten. Als Fabrice schon dachte, Jaron werde die Tür wieder zuschlagen, folgte zu seiner Überraschung ein zweites Paar Beine. Sie steckten in auf Hochglanz polierten dunkelbraunen Lederschuh und einer mittelblauen Anzughose.

Die Prinzessin hatte ihren Prinzen mitgebracht.

»Pfuui Teufel«, spie Allegri neben ihm aus. »Hätte sie ihren Dackel nicht zu Hause lassen